

Meine Familie im Flugzeug

Autor(en): **Bütikofer-Klein, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 47

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647202>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

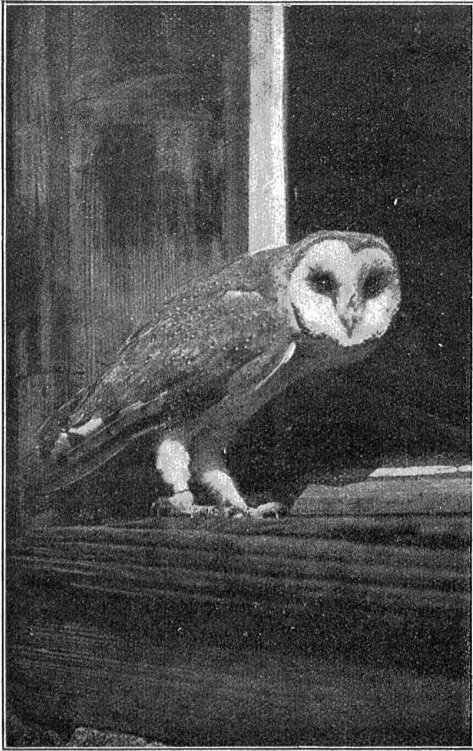
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

durchaus „diskret“. Es wird keine schlimme Maferei daraus. Von Lippen- und Augenbrauenstift zc. soll ein höflicher Mensch überhaupt nicht in der Öffentlichkeit sprechen (sie dort verwenden ist nämlich gar nicht das gleiche).

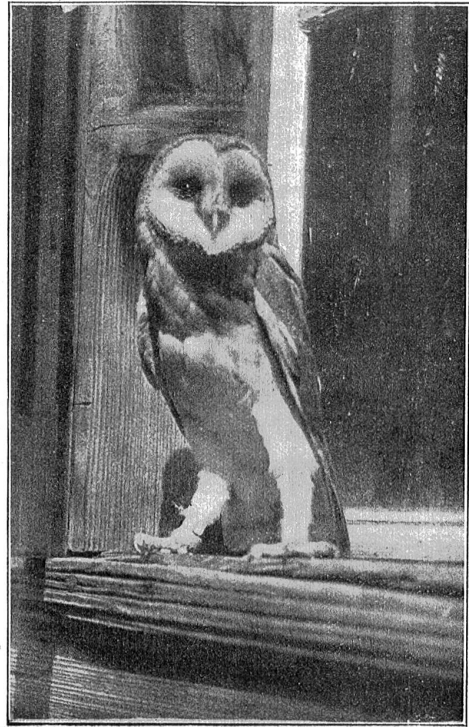


Schleiereule, von d.r. Seite.

Modern sind Schleiereulen. Dies wird jedermann schon gemerkt haben. Deshalb ist bei ihnen die Frauenfrage auch schon längst gelöst. Das Weibchen, bezw. die Frau, hat durchaus die gleichen Rechte wie der Mann. Ja dank ihrer freien Betätigung, ihrem energischen, selbstbewußten Auftreten, ist sie sogar das entschieden stärkere Geschlecht geworden. Dieser Umstand wird ihr den Verzicht auf besondere frauliche Reize leicht gemacht haben. Und um bei der Wahrheit zu bleiben, habe ich auch noch nie gehört, daß ein Schleiereulenmännchen in Kunst und Wissenschaft mehr geleistet hätte, wie seine bessere Hälfte. Freilich von der Naturwendigkeit konnte sich auch die Schleiereulin noch nicht ganz emanzipieren. Ihr fällt immer noch eine Hauptlast für ihre Nachkommenschaft zu. Jährlich 4—6 Junge zu erziehen, ist trotz der selbstverständlichen Mithilfe des Gemahls, gewiß eine beachtenswerte Leistung. Das runde weiße Ei wird vom ersten Tage an bebrütet und es werden die andern, in einer Zeitspanne von etwa zwei Wochen, dazu gelegt. Deshalb sind dann die Jungen auch verschieden groß, indem sie eines nach dem andern das Licht der Welt erblicken. Dadurch wird eine mehr individuelle Erziehung ermöglicht. Als Wiege wird die Vertiefung einer Mauer, ein Boden oder ein Balken benutzt. Die Spatzen, Amstel, Schwalben mögen Zeit für einen Nestsbau verschwenden. Die Schleiereule hat besseres zu tun!

Bei ihrer sehr vereinfachten Führung der Haushaltungsgeschäfte hat sie zugleich den sehr großen Vorteil, daß sie ihre Nachkommenschaft abhärtet. Weichlinge können im Eulengeschlecht nicht geduldet werden. Selbstverständlich ist sie auch im übrigen für die moderne, natürlichere Lebensweise sehr eingenommen. So ist sie eine entschiedene Rohkostlerin. Kein gar nichts wird gefocht. Alle Gewürze werden als unnötige Gaumenfehler vermieden. Sie lebt zwar nur indirekt vegetarisch, indem sie hauptsächlich Mäuse verzehrt, die doch sehr vorwiegend sich von pflanzlichen Stoffen ernähren. Sie ver-

tilgt ihre Nahrung mit Haut und Haaren. Dann würgt sie die ganz unverdaulichen Teile in sog. Gewöllern aus. Jedenfalls wird auf diese Weise die Ausnützung der Nahrung auf das Optimum gebracht. Dann Bewegung, gesunde Bewegung. Sie nimmt kaum jemals eine Mahlzeit ein, ohne vorher ihre



Schleiereule, von vorn.

Glieder tüchtig gerührt zu haben. Dann macht sie aber eine der Verdauung zuträgliche längere Siesta.

Runmehr muß ich doch noch einiges sagen, das weniger vorteilhaft klingt, sonst glaubt mir kein Mensch mehr.

Zum Beispiel etwas von ihrem Gesang. Das klingt wie ein Miauen, Fauchen von Katzen; unschön, unheimlich. Wenn die Schleiereule in einer Frühlingsmondschein-Nacht ihr Liebestied sang, so hat mir das gar nicht so übel gefallen.

Dann ist weiter zu sagen, daß unser Vogel etwas zu wenig vornehm wohnt. Auf Dachböden, in alten Scheunen, in Türmen usw. Man kann ja in der Einfachheit auch zu weit gehen! Vielleicht ist aber hierin noch eine Besserung möglich und nimmt sie auch ganz gerne eine schönere Wohnung an. Es wäre um das Probieren zu tun. Sie läßt sich mit Vorliebe in der Nähe des Menschen nieder, wenn man sie gewähren läßt. Tut dies z. B. noch dicht an der Stadt Bern.

Weiter die ausgesprochene, nächtliche Lebensweise. Nun ja. Eigentlich kennen wir von den Großstädten, daß die Menschen ebenso spät bezw. früh ihrer Wege gehen. Vielleicht ist auch hierin bei der Schleiereule ein moderner Zug vorhanden? Oder ist's wegen den Mäusen? A. H.

Meine Familie im Flugzeug.

Von E. Bütikofer-Klein, Zürich.

Ich.

Es ist zwar nicht höflich, dafür aber absolut logisch, meine Wenigkeit an die Spitze zu stellen. Denn ich bin zuerst geflogen. Ich war so quasi das Familien Versuchskaninchen. „Geh Du einmal, sagte meine Frau, wenn es sicher ist und Dir gefällt, so komme ich das nächste Mal auch mit!“

Als es im Auto zum Flugplatz hinaus ging, vermüßte ich auf einmal die ganze Journalistenfreundlichkeit der Ad

Afrika. Ich hätte mich am liebsten „gedrückt“. Leider hatte ich aber viel zu vielen Personen von meinem Flug nach München erzählt. So verhinderten mich diese Prestige-Gründe, im letzten Moment auf den Flug zu verzichten. Schließlich hatte schon mancher Afrikaforscher nur um des Neuen, Geheimnisvollen willen sein Leben auf das Spiel gesetzt. Warum sollte ich nicht für den Flug ein persönliches Opfer bringen? Mit diesem auffrisiertem Heldentum betrat ich die Kabine, um schon fünf Minuten nach dem Start zu finden, daß der Verkehrsflug eine viel einfachere Sache ist, als die Eisenbahnfahrt. Es schien mir auch, die Möglichkeit bestünde immerhin, daß ich mit meiner Angst und dem Heldentum ein großer Held gewesen sei. Und eine Viertelstunde später wußte ich es endgültig, daß ich tatsächlich ein sehr, sehr großer Held gewesen war.

Ohne einen weiteren Angstfall sollte allerdings die Reise nicht zu Ende gehen. Aber er stellte sich erst ein, als wir in München im Auto dem Stadtzentrum zufuhren. Bei jeder Straßenecke befürchtete ich, unser Auto würde oder müßte mit einem andern zusammenstoßen!

Meine Frau.

Sie sprach eine ganze Viertelstunde vor und dann nach dem Start (insgesamt also während 30 Minuten) kein Wort. Ein einzig dastehendes Ereignis in unserer vierjährigen Ehe! Sie war noch nach Winterthur am Riemen festgeschnallt. Krampfhaft blickte sie nach der Decke der Kabine oder zum Himmel empor, ostentiv das herrliche Panorama zu Füßen neugierend. Sie tat am dümmsten von allen zehn Passagieren, obgleich sie behauptet, die hübsche Wienerin hinter mir habe noch dümmner getan. Aber auch das Selbstbekenntnis ist vielsagend. Erst über der Thur wurde sie teilnehmend. Vom Bodensee an waren unsere Entdeckerfreuden gegenseitig. Im Angesicht der Türme der Frauenkirche klatschte sie begeistert in die Hände und tat wenige Minuten später auf dem Flugplatz einen ganz unweiblichen Luftsprung. Auf dem Marienplatz machte sie mir die Eröffnung, sie werde in Zukunft ein Flugzeug mit der gleichen Selbstverständlichkeit besteigen, wie den Tramwaywagen. Was dann tatsächlich auch geschah!

Mein Sohn.

„Ich fliege gerne mit Dir nach München, das macht mir gewiß nichts. Aber wegen der Heimreise mit der Eisenbahn habe ich Angst. Ich glaube, daß mir schlecht wird von dem langen Fahren.“ So schrieb mir mein Dreizehnjähriger aus den Ferien. Er deutete damit ungewollt an, welche Wohltat man den Kindern bei langen Reisen mit dem Luftweg erweist. Mein Dreizehnjähriger hat merkwürdigerweise gar keine Angst gehabt. Er sprang begeistert und jubelnd vom Sitz, als er die Erde zurückweichen sah. Er verfolgte interessiert die Zeiger des Höhenmessers und des Kilometerzählers. Beim Start versicherte er mir, vor der Landung wolle er sich angurten, weil eine Aufschrift in der Kabine dazu riet. Aber als es hinter Nymphenburg zur Erde ging, dachte er nicht einen Moment mehr an den Lederriemen. Er erkundigt sich seither bei jeder Gelegenheit nach den Existenzbedingungen und Anforderungen, die an einen Piloten gestellt werden und glaubt, letzten Endes könnte ihm einst auch der Funterberuf zuzagen.

Meine beiden Jüngsten.

Sie haben zwar erst einen Rundflug über Zürich hinter sich. Sehr wenig und doch so viel, um das Schenken nach einer mehrstündigen Luftreise zu wecken. Mit ihren neun und zehn Jahren fanden die zwei Mädchen, es sei im Flugzeug gerade wie im Bett! So weich, so ruhig! Nur etwas Lärm sei vorhanden. Wo in einem Schaufenster ein Flugplakat oder das Modell eines Flugzeuges ausgestellt ist, bleiben sie nun stehen, um festzustellen, ob ein-, zwei- oder dreimotorig, ob Ein- oder Zweidecker, ob Ober- oder Unterdecker. Handelt es sich aber gar um einen einmotorigen Oberdecker, so schauen

sie flugs nach der Nummer, denn es könnte ja CH 142 sein, die Maschine, die sie über See und Stadt getragen hat.

Sie sind geflogen trotz den Warnungen mehrerer alten und jungen, tatsächlichen und improvisierten Moraltanten und lachen alle aus, die von außerordentlichen Gefahren im Verkehrsflugzeug sprechen. Nicht zuletzt mein ältestes Töchterchen, das einzige noch an der Erde lebende Familienglied. Meine Jüngste meinte leztlich: „Papa, wenn Du etwas in die Zeitung schreibst über unsern Flug, so verlaß nicht zu sagen, Deine älteste Tochter sei ein Kamel, weil sie Angst vor dem Fliegen hat!“

Im Bahnhofswartsaal.

Bis zur Abfahrt meines Zuges habe ich fast eine Stunde Zeit. Eine schneidende Kälte läßt mich den Wartsaal aufsuchen. Es ist dies ein hoher, düsterer Raum, dessen Wände größtenteils Fahrpläne und Plakate decken. Schlecht gereinigte Fenster verbreiten ein Dämmerlicht, in den Winkeln liegen schwarze Schatten, und nur am Abend, im Scheine der Leuchter, liegt milde Freundlichkeit über dem Raum. Alles macht den Eindruck von Verbrauchtem, die Tische, Stühle, Bänke. Überall liegt und fliegt Staub, die Luft ist trocken, verbraucht. . . .

Allerlei Volk trifft hier zusammen, reich und arm, alt und jung, groß und klein. Und aus aller Augen spricht Unbehagen. Ein gegenseitiges Mißtrauen liegt über den Anwesenden, man prüft, schätzt, wägt ab. . . . Manche bleiben lange, manche nur Minuten. Etwas Fieberhaftes läßt niemanden zur Ruhe kommen. Einzelne gehen auf und ab, andere zeichnen mit Regenstickern oder Stock Figuren auf den Fußboden. Man spricht gedämpft, leise, eine Scheu liegt in aller Augen. Etwas Unbeiständiges, Zerstreutes, Nervöses spricht aus allen Bewegungen. Aber alle machen etwas, geben sich wenigstens den Anschein hierzu. Es geschieht flüchtig, ohne inneres Dabeisein. Denn im Tiefinnersten ist man anderswo, außerhalb des Warteraumes, bei lieben Verwandten, bei Freund oder Feind, am Krankenlager, bei Kummer und Glend, vielleicht auch bei Freude und Glück.

Eine schwarzgekleidete Mutter hat rotgeweinte Augen. Ein tiefer Schmerz durchzittert ihre Stimme, wenn sie zu den beiden Buben spricht. Eine andere Frau schütteln von Zeit zu Zeit Hustenanfälle. Hohwängig und zusammengesunken sitzt sie da. Ihre dunklen Augen reden von Krankheit und Sorge. . . . Ein altes Mütterchen vergewißert sich mit scheuem Griff immer wieder, ob es sein Geld noch auf sich trägt. Ein junges Mädchen liest einen Brief, einmal, zweimal. Im Gesicht liegt ein Leuchten. Der eine sucht zu lesen, aber man sieht, seine Gedanken sind anderswo. In kurzen Pausen sieht er auf die Bahnhofsuhr. Ein anderer trommelt am Fenster. Sein Mund umspielt ein glückliches Lächeln. Jetzt zieht er eine Photographie aus der Tasche und betrachtet sie lange. Plötzlich fährt draußen ein Zug ein. Eilends geht er hinaus. Wie erlöst stehen verschiedene Personen auf und folgen nach. Dann wird's wieder still.

Auf einmal zerreißt das Schreien eines Kindes die Stille. Zornig, unmutig treffen zuckende von Augen den kleinen Wurm, der es wagt, anders zu sein als die andern. Die Mutter wird ob den Blicken rot und verlegen und beugt sich tief über das Kind. Neben mir zieht einer eine Vorladung vor Gericht aus der Tasche. Er sumt über dem Papier und seine Hände ballen sich. Zwei Buben kommen hereingestolzt. Durch die andere Türe geht die wilde Jagd. Strafende Blicke folgen ihnen. Alles will einsam sein, dem eigenen Ich horchen. Dort nimmt einer alle fünf Minuten den Fahrplan hervor. Er wird immer aufgeregter, seine Füße zucken auf und ab, er sitzt wie auf Feuer, und Schweiß bricht hervor. Er hält es nicht mehr aus, steht auf und geht. Eine Dame seilt geistesabwesend an den Fingernägeln herum. Ein Jüngling